

Fortsetzung von Seite 61

Fanal der Freiheit

modelliert. Der 17. Juni geriet in die Fänge parteipolitischer Vereinnahmungen, die sich wiederum im Zeitverlauf infolge internationaler Rahmenbedingungen, generationeller Umbrüche und eines Wertewandels grundlegend veränderten. Mit einem gehörigen Schuss Sarkasmus könnte man sagen: Zum Glück für die Bundesrepublik ereignete sich der 17. Juni 1953. Denn seit der westlichen Republikgründung 1949 gab es eine breite, ziemlich glücklose Debatte darüber, wie sich das neue Gemeinwesen begreifen sollte. Welches waren seine Symbole, wo lag sein Ort in der Geschichte? Der Nationalsozialismus und die deutsche Teilung waren turmhohe Hindernisse bei den Versuchen, sich selbst zu begreifen. Nach den Aufständen in der DDR einigte man sich im Bonner Parlament kurzentschlossen auf ein Gesetz, das den 17. Juni zum «Tag der deutschen Einheit» erhob – als Symbol der deutschen Einheit in Freiheit.

Im offiziellen Geschichtsbild der DDR firmierte der 17. Juni unter der Rubrik «Imperialistische Machenschaften», als ein von aussen inszenierter, konterrevolutionärer «faschistischer Putschversuch», bei dem ein kleiner Teil der Arbeiterschaft verführt worden sei. Das lernte jedes Schulkind. In vielen Familien wurde der 17. Juni anders erinnert, hoffnungsvoll, subversiv. Die SED belegte ihn jedoch mit einem Tabu. Wie unter einem Brennglas bündelten sich in der jeweiligen Aneignung des 17. Juni der Stand und die Zukunft der deutschen Frage.

Zwischen 1953 und 1990 oszillierten die Deutungen im Westen zwischen weit auseinanderliegenden Polen: Wurde er in den fünfziger Jahren vor allem als ein Aufstand für die Wiedervereinigung interpretiert und als «deutscher Reichsfeiertag» begangen – er verpflichtete, so hiess es, Deutschland in den Grenzen von 1937 wiederherzustellen – sowie als Sturm auf die Bastille kommunistischer Zwangsherrschaft gedeutet oder als Aufstand gegen den Totalitarismus, indem man ihn mit dem Hitler-Attentat vom 20. Juli 1944 parallelisierte, so wandelte sich sein Bild nach dem Mauerbau hin zu dem einer gescheiterten oder steckengebliebenen Revolution, ähnlich den Revolutionen von 1848 oder von 1918 – eine typisch deutsche Revolution eben. Bisweilen wurde der 17. Juni gar verkleinert zu einer blossen Auflehnung gegen soziale Zumutungen.

Niemals haben westeuropäische Gesellschaften in derartiger Masse die kollektive Auflehnung, den Massenprotest, so geliebt wie im frühen Gedanken an den 17. Juni. Denn diese Massen blieben jenseits der eigenen Plätze. Über die Jahrzehnte hinweg hat sich dieser Aufstand als nationaler Gedenktag verengt. Selbst jene, die ihn als Vorläufer des Mauerfalls von 1989 interpretieren, lassen ihn schrumpfen; denn während 1989 die «friedliche Revolution» siegte, war der 17. Juni wahlweise «gescheitert» oder «unvollendet».

Europäischer Gründungsmythos

Der 17. Juni 1953 ist ein Schlüsselereignis für die deutsche Geschichte, gewiss. Alljährlich hören wir diese Melodie wieder, wenn die Kränze an den Gräbern niedergelegt werden. Ein solches Opfergedenken ehrt eine Gesellschaft, es erstickt jedoch im deutschen Klein-Klein und immergleichen Ritual jeden weiterführenden Gedanken. Der 17. Juni wurde viel zu lange auf den nationalen Rahmen begrenzt interpretiert. Was wir darüber hinaus benötigen, ist eine – wie der Historiker sagt – «Kontextualisierung» des Aufstandes in die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts. Statt ihn ausschliesslich in eine nationale Meistererzählung zu integrieren, sollte er in den Kontext eines Freiheit suchenden Europas nach den Traumata der beiden Weltkriege gestellt werden.

Der Untergang des alten Europa im Ersten Weltkrieg, anschliessend in einigen Ländern eine Selbstbehauptung und ein Widerstand gegen den Nationalsozialismus und seinen Krieg, sodann Aufstände im Sowjetblock, 1953 in der DDR, 1956 in Ungarn, 1968 in Prag, 1970, 1976 und ab 1980 in Polen, aber auch die Überwindung der Diktaturen im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts im Süden Europas, in Griechenland, Spanien, Portugal, schliesslich die Revolutionen im Osten ab 1989: Welch eine Vielfalt an Grenzüberschreitungen innerhalb von Diktaturen, welche ein Panorama von Verzweiflung und Niederlagen, Selbstbefreiung und Siegen. Europa habe, das wird uns in der heutigen Krise gesagt, ein gravierendes Defizit, es besitze keinen Gründungsmythos. Schlimm. Aber ist es wirklich so? Wir haben doch einen: Überwindung von Diktaturen und Durchbrüche zur Freiheit. Oder, um den Ruf der Aufständischen von 1953 zu zitieren: «Wir wollen freie Menschen sein!»

Prof. Dr. Edgar Wolfrum lehrt Zeitgeschichte an der Universität Heidelberg. Neuere Buchpublikationen: «Die Mauer. Geschichte einer Teilung» (2009); «Rot-Grün an der Macht. Deutschland 1998–2005»; beide bei C. H. Beck, München.

«This was their finest hour»

Winston Churchills Worte als wirksame Waffe in Europas dunkelster Stunde

Er konnte nicht frei sprechen. Er lispelte leicht. Er nuschelte. Ja er neigte sogar zum Stottern. Und trotz alledem wurde er 1940 als Redner zum Retter Englands und Europas: Winston Churchill.

Werner Vogt

Seine Worte waren im Jahr 1940 eine seiner wichtigsten Waffen überhaupt, damals, als er in Europa dunkelster Stunde die Flamme der Freiheit hochhielt. Wenn je Heraklits Sentenz vom Krieg als «aller Dinge Vater» eine Bewandnis hatte, so bei Winston Spencer Churchill, Jahrgang 1874. Damit er zu dem werden konnte, der er wurde, zum britischen Kriegspremier und Retter Europas, brauchte er einen enormen Willen, Jahrzehnte harter Arbeit und bisweilen auch etwas Glück.

Kavallerist und Marineminister

Der junge Churchill trat gleichsam aus Verlegenheit in die Offiziersschule von Sandhurst ein. Sein Vater, Lord Randolph Churchill, hatte ihn schon längst abgeschrieben, da seine schulischen Leistungen für ein Studium in Oxford oder Cambridge ungenügend waren. Nach seiner Brevetierung hatte Churchill genug von der militärischen Schulbank. In fünf Jahren nahm er an nicht weniger als vier Feldzügen teil, teils als Soldat, teils als Kriegsberichterstatter, teils in einer Mischform. Die Grauen des Kriegs lernte Churchill aber nicht nur in Kuba, Afghanistan oder im südafrikanischen Burenkrieg kennen. Der Erste Weltkrieg wurde zum Schlüsselerlebnis für den jungen Politiker und Karriereminister. Als First Lord of the Admiralty (Marineminister) verantwortete er das Fiasko einer amphibischen Landung bei Gallipoli an den Dardanellen, was ihn seinen Posten kostete. In der Folge kommandierte er ein Infanteriebataillon im Grabenkrieg von Flandern. Das tägliche Sterben der Blüte von Europas Jugend, taktisch zumeist so sinnlos wie strategisch, war für ihn genauso traumatisch wie für jeden einzelnen Füsilier.

Trotzdem: 1940 stand an der Spitze Grossbritanniens ein Mann, der die letzte Kavallerieattacke der britischen Kriegsgeschichte – bei Omdurman im Sudan – mit geritten war und den die Aussicht auf feindliches Mündungsfeuer nicht in Schrecken versetzte. Churchill war 1940 aber nicht nur der Mann der Stunde, weil er das Kriegshandwerk kannte, sondern vor allem, weil er in jenem Moment, als die Not am grössten war, eine Fähigkeit zum Motivieren, Aufbauen und Führen an den Tag legte, die nicht nur das Vereinigte Königreich, sondern das ganze freie Europa inspirierte. Willy Bretscher, Chefredaktor der NZZ von 1933 bis 1967, brachte es auf den Punkt: «Churchill rettete im Sommer 1940 Europa.»

Nach einem Jahrzehnt der politischen Isolation gab es zu Beginn des Zweiten Weltkriegs ein erstes Anzeichen, dass Winston Churchills Stern wieder im Steigen war: Unmittelbar nach seiner Berufung als Marineminister ins Kriegskabinett, so wird überliefert, ging ein Funkspruch an die Schiffe der Royal Navy. Der Wortlaut: «Winston is back.» Churchills Stunde schlug aber erst in einem wesentlich gefährlicheren Moment. Als Hitlers Streitkräfte im klassischen Sichelchnitt durch Belgien und Holland die französische Maginotlinie umfuhren, als sich die mechanisierten Divisionen der Nazis in rasendem Tempo durch die französische Provinz pflügte, hatte der britische Premierminister Neville Chamberlain endlich die Gnade, zurückzutreten. In diesem Moment war Churchills Wahl allerdings noch nicht sicher. Und als er sich schliesslich durchsetzte, rekrutierte er mit grosser Umsicht eine Regierung, die sämtliche relevanten Parteien einband. Dass er Chamberlain weiterhin im Kabinett belieh, zeugte diesbezüglich von grossem Fingerspitzengefühl.

Blut, Mühsal, Tränen und Schweiß

Churchill erkannte instinktiv, dass nach Jahren des Zögerns und Zauderns gegenüber dem deutschen Diktator Adolf Hitler ab sofort eine deutlichere Sprache gesprochen werden musste. Und vor allem erkannte er, dass er – so desperat sich die Lage in Frankreich darstellte – nie den Hauch eines Zweifels daran aufkommen lassen durfte, dass England weiterkämpfen würde, koste es, was es wolle. Churchills erste Rede im Parlament, am 13. Mai 1940, die er in allen wesentlichen Punkten am Radio wiederholte, war kurz, knapp, ehrlich und schonungslos: «I have nothing to offer but blood, toil, tears and sweat.» Trotz dieser Warnung, dass Tausende von Landsleuten in diesem Konflikt den höchsten Preis zu zahlen hätten, war seine Antrittsrede im House of Commons das Paradebeispiel einer Motivationsrede – sie machte Mut, richtete die Ängstlichen auf und gab den Verzagten neue Kraft.



Kriegspremier Winston Churchill spricht am 19. April 1940 zu Marinesoldaten.

POPPERFOTO / GETTY

Wie in all seinen grossen Reden nutzte Churchill sehr virtuos das gesamte Instrumentarium der Rhetorik: die Alliteration, die Verstärkung, die Wiederholung, stark auch den Dialog mit dem Publikum. Besonders beeindruckend an dieser Ansprache sind aber ihr melodioser Aufbau und die Dramatik der Stimme. Das Dynamische und Mobilisierende geht nahtlos über ins Beruhigende und Tröstende. Die Botschaft war klar: So opferreich dieser Krieg werden würde – er war zu gewinnen. Dies obwohl es nicht nur ein Verteidigungskrieg für die Heimat sein würde, sondern auch ein Feldzug zur Befreiung der Menschheit: «to wage war against a monstrous tyranny, never surpassed in the dark, lamentable catalogue of human crime». Nicht zu Unrecht sah Churchill seine Mission und diejenige Grossbritanniens in einem Kreuzzug für die Befreiung der westlichen Welt. Und er schloss im Unterhaus mit dem Satz: «Come, then, let us go forward together with our united strength.»

Wir werden kämpfen

In seiner Radioansprache vom 19. Mai ging er noch einen Schritt weiter. Er schloss sie mit einem Zitat aus dem römischen Makkabäerbuch: «Arm yourselves, and be ye men of valour, and be in readiness for the conflict; for it is better for us to perish in battle than to look upon the outrage of our nation and our altar. As the Will of God is in Heaven, even so let it be.» Bereits auf diese erste Rede waren die Reaktionen begeistert. Anthony Eden, Aussenminister im Kriegskabinett, schrieb ihm: «Mein lieber Winston. Du hast noch nie etwas so Gutes und Grosses vollbracht. Ich danke Dir und ich danke Gott, dass wir Dich haben.» Obwohl Churchill sehr viel Kampfrhetorik bemühte, ist der Unterschied zu seinem Widersacher Adolf Hitler ein ganz einfacher: Dort der hasserfüllte Diktator, an dessen Händen schon vor Kriegsausbruch das Blut von Unschuldigen klebt – hier der Bürgersoldat, der als stellvertretender Oberkommandierender seines Königs die Streitkräfte in die Schlacht führt.

Schon am 4. Juni folgte Churchills nächster rhetorischer Schlag. Der Anlass war ernst. Wie durch ein Wunder konnten die Engländer den grössten Teil ihrer Expeditionsstreitmacht bei Dünkirchen vor den anrückenden Nazitruppen einschiffen und in der Folge retten, insgesamt 220 000 Mann. Churchill begann mit einer nüchternen Schilderung der Ereignisse, um dann lakonisch festzustellen, dass Kriege nicht mit Evakuierungen gewonnen würden. Dann schloss der Premierminister aber mit einem Feuerwerk, bei dem es den Unterhausabgeordneten heiss und kalt den Rücken herunterlief. Bärbeisig wie die sprichwörtliche Bulldogge, als die er von Karikaturisten gerne dargestellt wurde, sagte Churchill: «Even though large tracts of Europe and many old and famous States have fallen or may fall into the grip of the Gestapo and all the odious apparatus of Nazi rule, we shall not flag or fail. We shall go on to the end, we shall fight in France, we shall fight on the seas and oceans, we shall fight with growing confidence and growing strength in the air, we shall defend our Island, whatever the cost may be, we shall fight on the beaches, we shall fight on the landing grounds, we shall fight in the fields and in the

streets, we shall fight in the hills; we shall never surrender, and even if, which I do not for a moment believe, this Island or a large part of it were subjugated and starving, then our Empire beyond the seas, armed and guarded by the British Fleet, would carry on the struggle, until, in God's good time, the New World, with all its power and might, steps forth to the rescue and the liberation of the old.»

Der Effekt blieb nicht aus: Mehrere Labour-Abgeordnete weinten vor Ergriffenheit, während Churchill sie vortrug. In den Pubs verstummte fortan ein jeder, sobald man die Stimme des Premierministers am Radio hörte. Und: Auf einmal meldete sich eine grosse Anzahl von Dockern aus den Londoner Hafenvierteln freiwillig zum Militärdienst. Churchill hatte als Redner Herzblut, Feuer und Passion. Gleichzeitig vermittelte er aber auch Vertrauen und Zuversicht – mit ihm konnte man gestrotzt ins Gefecht ziehen.

Die Ereignisse im Sommer 1940 überstürzten sich, am 18. Juni bereitete Churchill seine Landsleute auf die sich abzeichnende Battle of Britain, die Luftschlacht um England, vor. Im letzten Teil seiner Rede stellt er den kommenden Kampf einmal mehr mit allem Pathos aus das dar, was er letztlich war: die Verteidigung Europas gegen ein Absinken in die Barbarei. Und er schloss mit den Worten: «Let us therefore brace ourselves to our duties, and so bear ourselves that, if the British Empire and its Commonwealth last for a thousand years, men will still say «This was their finest hour.»

Nicht weniger bewegend war des Premierministers Ehrung der Piloten der Royal Air Force am 20. August, als sich abzeichnete, dass Görings Versuch, die Lufthoheit über England zu erringen, gescheitert war: «Never before in the field of human conflict was so much owed by so many to so few.» Der Kriegspremier hatte die Gabe, die Essenz eines Gedankens in einem kurzen Satz mit einfachen Wörtern auszudrücken. Kein Wunder, gehören seine Kernsätze noch heute zum Kulturgut der englischen Sprache.

Ehrrerbietung

So war es nicht erstaunlich, dass nach Winston Churchills Tod im Januar 1965 bei eisiger Kälte über 300 000 Menschen dem aufgebahrten Kriegspremier die letzte Ehre erwiesen. Während sein Sarg auf einem Flussschiff themseaufwärts zur letzten Ruhstätte in Bladon, Oxfordshire, übergeführt wurde und eine Staffel Jagdflieger der Royal Air Force zu einem finalen Tribut die riesige Trauergemeinde überflog, senkten die Docker in Canary Wharf die Ausleger ihrer Hafenkräne – als ihr Zeichen des Respekts vor dem grossen Mann. Am Ufer der Themse standen über lange Kilometer Tausende von Landsleuten, unter ihnen auch Kriegsveteranen im Waffenrock, die rechte Hand zum Gruss am Baret. Anthony Eden sprach damals aus, was viele Briten dachten: «We shall not look upon his like again.»

Dr. Werner Vogt, ehemaliger Korrespondent und Redaktor der NZZ, lebt als Historiker und Kommunikationsberater in Küsnacht. Er wurde mit einer Arbeit über das Churchill-Bild in der NZZ von 1938 bis 1946 promoviert.